



Alexander I. (links) und Katharina die Grosse (rechts) als TV-Figuren. Bilder: pd

So nutzt Putin TV-Dramen zur Propaganda

Während Russlands Präsident die Ukraine bombardieren lässt, produzieren Fernsehsender Zarenporträts, die seine Kriegsziele historisch rechtfertigen.

Marcel Hirsiger*

Ende März feierte im Staatsfernsehen die TV-Serie «Alexander I» Premiere: Sie thematisiert das Wirken des Herrschers, der die entscheidenden Schlachten gegen Napoleon gewann. Damit ist sie wohl deutlich aufschlussreicher über die wahren imperialistischen Motive Russlands als die offiziellen Verlautbarungen des Präsidenten. Diese Reihe ist im Zusammenhang mit weiteren Filmen und TV-Produktionen zu russischen Herrschern zu sehen, wird damit doch eine seit inzwischen gut zehn Jahren andauernde und äusserst erfolgreiche Propagandamaschine fortgesetzt.

2014 wurde Katharina die Grosse zum TV-Ereignis

Am Anfang dieser Entwicklung steht die TV-Serie zum Leben von Zarin Katharina der Grossen, die von 1763 bis zu ihrem Tod 1796 herrschte. In ihre Regierungszeit fallen unter anderem die Teilungen Polens, aber auch die Besetzung weiter Teile der heutigen Ukraine. Dass die erste Staffel zu ihrem Leben ausgerechnet 2014 ausgestrahlt wurde, ist im Rückblick wohl kein Zufall: Zeitgleich marschierten russische Soldaten auf der Krim ein und besetzten den Donbass – wie auch schon die zaristischen Truppen im 18. Jahrhundert.

Der Erfolg der ersten Staffel auf dem Staatssender «Rossija-1» ermutigte die Macher des Konkurrenzsenders «Erster Kanal» zu einer eigenen Produktion, die dann 2015 ebenfalls Katharina der Grossen gewidmet war. Während dieser Sender es vorerst bei einer einzigen Staffel belies, setzte «Rossija-1» seine Serie 2017 und 2019 fort. Schliesslich produzierten beide Sender nochmals je eine eigene Fortsetzung, die 2023 ausgestrahlt wurde und damit als direkte Reaktion auf den russischen Einmarsch in der Ukraine gelesen werden muss.

Russland sieht sich immer von Feinden bedroht

Über die Gründe für die Popularität der russischen Kaiserin lässt sich nur spekulieren. Die Narrative in den TV-Serien folgen allerdings alle einem sehr ähnlichen Muster, welches durchaus Parallelen zur Gegenwart vermitteln will. So sieht sich Russland immer wieder von inneren wie auch äusseren Feinden bedroht. Misstrauen am

Zarenhof, aber auch in den internationalen Beziehungen erscheint damit als plausible Antwort. Gleichzeitig inszeniert sich Katharina zwar als strenge, aber auch als gütige Herrscherin, die letztlich nur das Beste für die eigene Bevölkerung will – egal, welchen Preis es dafür zu zahlen gilt.

Zwei Drittel der Russen informieren sich im TV

Interessant an Katharinas Person ist nicht nur die überdurchschnittlich lange Regierungszeit, sondern auch die Tatsache, dass sie keine ethnische Russin war. Vielmehr stammte sie aus preussischem Haus und wurde an den Petersburger Hof verheiratet. In der ersten Episode auf «Rossija-1» wird genau dies thematisiert: Katharina wird zur Russin gemacht, indem sie die Sprache lernt, den orthodoxen Glauben annimmt und schliesslich auch den Namen wechselt – sie wurde als Sophie Auguste Friederike geboren. Im Begleittext zur Serie schrieben die Macher entsprechend, Katharina

sei nicht Russin gewesen durch ihr Blut, sondern aufgrund ihres Willens.

In einem Land, in welchem TV-Produktionen immer noch einen aussergewöhnlich hohen Stellenwert besitzen, sind solche Serien und Filme von grosser Bedeutung. Noch immer beziehen fast zwei Drittel der Bevölkerung die Informationen aus dem Fernsehen, nur an zweiter Stelle folgen die sozialen Medien. Und genau die Hälfte vertraut dem TV am meisten beim News-Konsum. Diese Tendenzen sind insbesondere bei der älteren Bevölkerung stärker ausgeprägt, ebenso bei ärmeren und wenig gebildeten Schichten. Putins Propaganda zielt aber genau auf diese – auch zahlenmässig sehr gut vertretenen – Gruppen ab.

Mit der neuesten TV-Serie zu Alexander I. wird das Leben eines bis dahin eher unscheinbar wirkenden Zaren beleuchtet. In seine Regierungszeit, die mit der Ermordung des Vaters 1801 begann und 1825 mit dem Tod endete, fallen insbesondere

die Kriege gegen Napoleon und der Wiener Kongress. Aus heutiger Sicht scheinen beide Vorgänge von grosser Bedeutung: Erst Russland vermochte den Vormarsch des französischen Kaisers zu stoppen, mit einem unfassbar grossen Blutzoll. Und bei den Friedensverhandlungen 1815 wurde Europa von den siegreichen Grossmächten auf der Landkarte aufgeteilt, was gerade in Ostmitteleuropa zahlreiche Nationalstaaten zerstörte.

Land definiert sich über tausendjährige Geschichte

Diese TV-Serien zeigen die Säulen der russischen Identität in einer einfachen Form, die insbesondere für eine wenig gebildete Bevölkerung sehr zugänglich ist. Das Land definiert sich über seine grossartigen Persönlichkeiten, aber auch durch militärische Siege und eine tausendjährige Geschichte, die nie aufgehört hat und sich immer mehr mit der Gegenwart vermischt. In den zahlreichen Episoden zum Leben Katharinas wird diese Zeitlosigkeit mit einem einfa-

chen Stilmittel verdeutlicht: Obwohl zwischen der ersten und der letzten Folge mehrere Jahrzehnte im Leben der Kaiserin liegen, wirkt sie immer gleich jung – sie wird auch in allen Episoden von derselben Schauspielerin verkörpert. Dass sich der russische Präsident Wladimir Putin in einer direkten Linie mit ihr, aber auch mit anderen Herrschern wie dem Zaren Peter I. oder eben nun Alexander I. sieht, hat er selbst immer wieder klargemacht.

Mit Blick auf diese TV-Serien wird deutlich, was Putin meint, wenn er derzeit von Friedensverhandlungen «ohne Vorbedingungen» spricht: Die im 18. Jahrhundert eroberten Teile der Ukraine sind für ihn als sogenannte historische Gebiete unverhandelbar. Und nachdem seine zaristischen Vorgänger die Nachbarländer schon einmal unterworfen und zerschlagen haben, ist für den russischen Präsidenten klar, dass sich heute Geschichte nur wiederholt – was letztlich auch die Kernbotschaft dieser zahlreichen TV-Serien ist. Ostmitteleuropa jedenfalls wird derzeit sehr genau und mit grosser Sorge auf das Staffelfinale von «Alexander I» schauen.

* Marcel Hirsiger ist Dozent und Osteuropaexperte an der Fachhochschule Nordwestschweiz.

Kann KI Streit schlichten? Google zofft mit Jürgen Habermas

Der Konzern hat die «Habermas-Maschine» als Vermittlerin entwickelt. Dumm nur, hat sie den weltberühmten Philosophen nicht gefragt.

Raffael Schuppisser

Kann künstliche Intelligenz die Welt ein bisschen menschlicher machen? Kann sie die Menschen zusammenführen, Streit schlichten? Daran glaubt Google und hat in seiner KI-Abteilung DeepMind ein Tool zur Streitschlichtung lanciert: die «Habermas-Maschine», benannt nach dem deutschen Philosophen Jürgen Habermas.

Nun hat aber just dieses KI-Tool einen Streit befördert: Denn der weltberühmte Philosoph wurde von Google offenbar nie gefragt, ob sein Name für die «Habermas-Maschine» genutzt



Jürgen Habermas. Bild: DPA

werden darf. Von der Sache erfuhr Habermas von einem deutschen Journalisten. Matthias Pfeffer machte den Philosophen in einem E-Mail auf Googles «Habermas-Maschine» aufmerksam. Auf Habermas' Wunsch, so berichtete die «Süddeutsche Zeitung», leitete Pfeffer den E-Mail-Austausch an Googles KI-Abteilung weiter.

Go spielen, Proteine falten – Konflikte lösen?

DeepMind sorgte 2015 für Schlagzeilen, als das britische Start-up, das kurz nach seiner Gründung von Google übernommen wurde, den besten Go-Spie-

ler schlug. Etwas, was bis dahin viele Experten nicht für möglich gehalten hatten, da das chinesische Brettspiel ungleich mehr Möglichkeiten kennt als Schach.

Letztes Jahr wurde DeepMind-Gründer Demis Hassabis zusammen mit zwei Protein-Forschern der Nobelpreis für Chemie verliehen. Seiner künstlichen Intelligenz AlphaFold gelang es, die Struktur von komplizierten Proteinen im dreidimensionalen Raum präzise vorherzusagen – etwas, was für die Erforschung von Krankheiten und die Entwicklung von neuen Medikamenten essenziell ist.

Kann, wer «eines der grössten biologischen Rätsel» («Der Spiegel») löst, auch eines der

grössten menschlichen Probleme lösen? Was taugt die künstliche Intelligenz als Streitschlichter? Für Habermas ist klar, dass es nicht möglich ist, den Prozess der menschlichen Konfliktlösung an eine Technik zu delegieren. Denn, so zitiert die «Süddeutsche Zeitung» Habermas aus dem Mail-Verkehr: «Jedem Diskursteilnehmer wird in persona die anspruchsvolle Aufgabe einer sensiblen gegenseitigen Perspektivenübernahme zugemutet.»

In seiner «Theorie des kommunikativen Handelns» formuliert Habermas Idealbedingungen für eine Debatte, in der alle Teilnehmer gleichberechtigt sind und sich deshalb stets das beste

Argument durch rationale Überzeugungskraft und ohne äusseren Druck durchsetzt. Oder anders gesagt: Es herrscht der «zwanglose Zwang des besseren Arguments».

12 Prozent besser als menschliche Mediatoren

Bei der «Habermas-Maschine», die nun nicht mehr so heissen darf, soll die KI zwischen den Streitenden moderieren und dafür sorgen, dass möglichst ideale Diskursbedingungen herrschen. Gemäss einer in der Fachzeitschrift «Science» veröffentlichten Studie funktioniert das gar nicht so schlecht. So erreichte die Maschine als Vermittlerin zwischen zwei Gruppen mit unterschiedli-

chen Meinungen bessere Resultate als menschliche Mediatoren. Die von der KI vorgeschlagene Konsensmeinung wurde durchschnittlich von 56 Prozent der Teilnehmer akzeptiert – jene der Mediatoren nur von 44 Prozent.

Auch Jürgen Habermas und Google sind in ihrem Streit zu einem Konsens gelangt. Google verzichtet künftig auf die Nutzung des Namens, versichert, dass dieser aus Respekt gewählt worden sei, und bedauere zutiefst, dass Habermas damit nicht einverstanden war. Nicht bekannt ist, ob die von Google verfassten verständnisvollen und vermittelnden Worte mit der ehemaligen «Habermas-Maschine» zustande gekommen sind.